

MAXI-Leseprobe

Fabian Elfeld

Des Menschen bester Freund

SciFi-Thriller



Custer führte sie in den schlecht beleuchteten staubigen Innenraum des Schuppens und bückte sich mit einem leisen Ächzen nach einer Klappe im Boden. Anastasia verkniff sich eine abfällige Bemerkung. Die anderen folgten einfach nur stumm.

»Oh, um Gottes willen, Custer!«, rief Ian. »Lassen Sie mich das doch machen!«

Custer blickte zu ihm auf und lächelte, diesmal mit Dankbarkeit. Das gefiel Ian deutlich besser. Er hob die Klappe und fand darunter eine Leiter.

»Hier sollte ich wieder die Vorhut übernehmen«, sagte Custer.

Am Fuß der Leiter endete die Geräteschuppentarnung. Der alte Anwalt öffnete eine glänzende stählerne Panzertür. Sie gab den Blick auf einen Gang frei, der als Set für einen Science-Fiction-Film geeignet gewesen wäre. Die Wände bestanden aus matt gebürstetem, makellosem Edelstahl. Ian konnte nicht erkennen, woher das grelle Licht stammte, das den Korridor durchflutete.

Es war gut geheizt hier unten. Ian zog seinen Mantel aus und legte ihn über den rechten Arm. Am Ende des Ganges wartete eine weitere futuristische Panzertür, die Custer mit einem zwölfstelligen Code aus Ziffern und Buchstaben öffnete. Hinter dieser Tür verbarg sich eine weitläufige Halle, in der es anscheinend keinen einzigen Schatten gab. Die Halle war gefüllt mit großen verschlossenen Panzerschränken, Regalen und Edelstahltischen, auf denen Ian Reagenzgläser, Kolben, Großrechner mit vielen kleineren Arbeitsstationen und eine Menge anderer Laborausstattung ausmachen konnte, deren Namen er nicht kannte. Dominiert wurde der Raum jedoch von einem durchsichtigen zylinderförmigen Tank, vielleicht drei Meter lang und einen Meter im Durchmesser, in einer glänzenden stählernen Halterung. Der Tank war gefüllt mit einer milchig-blauen Flüssigkeit, in der ein menschlicher Körper schwamm. Zahllose Schläuche und Kabel verbanden diesen Körper mit der stäh-

lernen Halterung des Tanks. An der ihnen zugewandten Längsseite konnte Ian Fugen und Scharniere ausmachen. Offenbar ließ der Tank sich hier öffnen. Allerdings sah er keinen Mechanismus wie einen Griff daran.

»Was ist das?« fragte Mark leise.

»Muss da noch ein Blitz einschlagen oder lebt es schon?«, fragte das Mädchen.

Ian wusste ihren Namen nicht mehr. Er war nicht gut mit Namen. Ihre laute Stimme schien seltsam unpassend in der riesigen leeren Halle, die respektvolle Stille zu gebieten schien, als befänden sie sich in einer Kirche. Der Junge, Daniel oder wie auch immer er hieß, lief zu dem Tank und spähte hinein.

»Das kann doch nicht wahr sein«, murmelte er. »Ist sie etwa ... sie ist doch nicht ... sie kann doch unmöglich ...?«

Anastasia stand einfach nur da und sah aus, als wäre sie sehr unzufrieden, dass Custer es wagte, mit diesem albernen Nonsens ihre Zeit zu verschwenden. Ian beschloss, dass er viel von ihr lernen konnte und versuchte, ebenfalls einen gelangweilten Gesichtsausdruck aufzusetzen. Er fand, dass es ihm gut gelang, obwohl es ihn eine Willensanstrengung kostete, nicht auch selbst zu dem Tank zu laufen und hineinzuschauen.

»Ja, George«, sagte er, »was ist das hier? Warum haben Sie uns hergebracht?«

Er bemühte sich, durch seinen Tonfall auszudrücken, wie kindisch und unangebracht er die Theatralik des Anwalts fand. Custer räusperte sich. Mit sichtbarem Widerwillen wandte Daniel sich von dem Tank ab, um die Antwort nicht zu verpassen.

»Carl Jannek«, begann Custer sehr bedacht seine Erklärung, »hat lange Zeit davon geträumt, den menschlichen Körper zu verbessern. Mit Hilfe einer großen Zahl von Wissenschaftlern – von denen die meisten nie erfahren haben, woran sie überhaupt arbeiteten – und unter Einsatz der beträchtlichen Mittel, die ihm zur Verfügung standen, ist es ihm gelungen, seinen Traum zu verwirklichen.« Custer verbrachte einige Sekunden damit,

sich zu vergewissern, dass alle ihm noch zuhörten, bevor er genau so langsam und sorgfältig fortfuhr: »Dies ist das Ergebnis. Leider kann er die Erweckung seiner Schöpfung nicht mehr erleben. Ich habe mich bemüht, aus seinen Aufzeichnungen Schlüsse über Lydia – in seinen Aufzeichnungen nennt er sie Lydia – zu ziehen. Da sich aber mein Verständnis der gentechnischen, chirurgischen und sonstigen technischen Grundlagen in sehr engen Grenzen hält, konnte ich nicht viel herausfinden. Ich weiß, dass die Kreatur in diesem Tank äußerlich einer menschlichen Frau ähnelt, dass nach Carl Janneks Plan jedoch alle ihre körperlichen und geistigen Fähigkeiten den unseren weit überlegen sein sollen. Außerdem strebte Carl Jannek neben der physischen Optimierung danach, diesen künstlichen Menschen durch Einsatz bestimmter psychologischer Techniken zu konditionieren. Das ist das Wort, das er regelmäßig verwendet. Nach seiner Vorstellung sollte dadurch sichergestellt werden, dass der Charakter seiner Schöpfung sich nach seinen Vorstellungen entwickelt. Ich weiß nicht, ob er all seine Ziele vollständig erreicht hat.«

Anastasia war die Erste, die sprach.

»Das ist nicht Ihr Ernst«, sagte sie langsam.

»Ich würde darüber nicht scherzen«, antwortete Custer.

»Aber ... Wie hat er das gemacht?«, rief der Junge. »Das kann ... Das geht überhaupt nicht! Wir sind noch nicht so weit! Es ist noch nicht mal gelungen, einen Menschen zu klonen, geschweige denn, eine neue Art Mensch mit bestimmten Eigenschaften in vitro zu erzeugen! Und wie ... wie kann sie ... sie schon ausgewachsen sein? Wann hat er denn mit diesem Projekt angefangen?«

»Er hat recht«, sagte Ronica. »Das ist doch ein Haufen Bockmist, was Sie uns hier erzählen.«

»Und wie soll er das denn geschafft haben, wenn er die meiste Zeit nicht mal hier war?«, fragte David. Ronica stöhnte und schlug sich laut klatschend eine Hand gegen die Stirn. Mark schaute nur betroffen auf seine Schuhe.

»Dein Vater erklärt es dir bestimmt gerne, wenn ihr wieder zu Hause seid«, sagte Custer freundlich.

Diesmal fiel es Ian nicht schwer, ein überlegenes Lächeln aufzusetzen. Er verstand nicht, warum andere Menschen sich ständig mit solchen unwichtigen Einzelheiten aufhalten mussten. Wenn das Juristenfossil die Wahrheit sagte und nicht einfach genau so von Sinnen war wie sein entschlafener seniler Mandant, sahen sie hier vor sich die größte wissenschaftliche Errungenschaft seit der Erfindung von Gamaschen! Ian tat einige Schritte auf den Tank zu und versuchte, einen Blick auf das Ding darin zu erhaschen, ohne neugierig zu wirken.

»Wie ich schon sagte, Mister Dallows, ich kann nicht erklären, wie genau es Carl Jannek und seinem Stab gelungen ist, Lydia entstehen zu lassen. Aber«, fügte Custer mit einem Lächeln hinzu, »Ihr Großvater war ein vielseitig talentierter Mann. Er sagte mir zu diesem Projekt einmal, es sei gar nicht mehr besonders schwierig, sobald man erst einmal wisse, wie es geht. Wenn ich ihn richtig verstanden habe, dauerte es ungefähr zwei Jahre, um sie von einzelnen Zellen zu ihrem jetzigen Stadium zu entwickeln. In der Tat, sie ist ... äh ... ausgewachsen. In Carl Janneks Aufzeichnungen findet sich die Schätzung, dass ihr derzeitiger Entwicklungsstand bei natürlichem Wachstum nach etwa zwanzig Jahren erreicht wäre. Er fügt allerdings hinzu, dass es schwer sei, ihre Entwicklung einzuschätzen, weil ihr Körper in vielerlei Hinsicht gänzlich anders arbeitet als ein natürlicher.«

Ronica ging auch näher an den Tank, um die Frau im Tank anzusehen. Ian ertappte sich dabei, dass er wohl schon länger mit zusammengekniffenen Augen in die milchige Flüssigkeit spähte. Trotzdem war alles, was er darin erkennen konnte, eine vage angedeutete, möglicherweise menschliche Silhouette.

Er entspannte seine Mimik und wandte sich wieder Custer zu. Seine Gedanken rasten. Er dachte über all die Möglichkeiten nach, die diese Entdeckung eröffnete. Eine Armee von Klonkriegerern verwarf er binnen kurzem als naiv und albern, aber er

war sicher, dass das Militär irgendeine Verwendung für dieses Ding haben würde. Er hatte irgendwo noch die Karte mit der Durchwahl des Präsidenten, nachdem er ihm mal auf einer von Carls Partys in New York begegnet war. Ob es gelingen würde, aus den Aufzeichnungen, von denen Custer dauernd sprach, auf die Produktionstechnik zu schlussfolgern?

Sein erster Impuls war zu fragen, wer das Ding bekommen würde. Dann fiel ihm ein, dass Custer gesagt hatte, es fiele nicht unter das Testament und dass diese Frage sich nicht rechtlich beantworten ließ. Also war es unklug, seine Karten zu früh zu zeigen. Er hielt sich gerade noch rechtzeitig zurück.

»Im Prinzip handelt es sich um einen Menschen, habe ich Sie richtig verstanden?«, fragte er stattdessen.

»Ich bin mir nicht sicher. Die äußerliche Ähnlichkeit lässt sich nicht leugnen. Alles Weitere bin ich nicht kompetent zu beurteilen.«

»Und es ist ... fertig? Stimmt das?«

»Es hat den Anschein.«

»Wir müssen sie dort herausholen!«, rief der Junge.

Ian seufzte, für die anderen unhörbar, erleichtert, dass er das nicht selbst vorschlagen musste.

»Ich bin noch nicht sicher, wie wir das tun könnten.«

»Äh, wissen Sie, Meister, da ist ein großer Knopf, auf dem Freisetzung steht«, sagte Ronica. »Für mich klingt das nach 'ner guten Chance.«

Custers Freundlichkeit blieb undurchdringlich.

»An diese Möglichkeit habe ich auch schon gedacht. Ich hielt es allerdings für unangemessen, einfach selbst zu ...«

Ronica drückte auf den großen Knopf, den sie bezeichnet hatte.

»Ronica!«, riefen Mark und Anastasia wie aus einem Mund.

Ian trat reflexartig einen Schritt zurück und hielt den Atem an. Seine Maske von Desinteresse war nun endgültig dahin. Er konnte nichts dagegen tun. Ein leises Surren setzte ein. Der Flüssigkeitsspiegel in dem Tank begann schnell zu sinken.

»Offenbar war es nicht völlig falsch«, sagte der Junge.

Seine Schwester streckte ihm ihre Zunge heraus.

Die Flüssigkeit war bald vollständig abgesaugt, Schläuche und Kabel begannen sich zurückzuziehen.

»Oh mein Gott«, flüsterte Mark.

Ian dachte zuerst, dass er einfach von der gesamten Situation bestürzt war, doch dann fiel ihm auf, dass der mit einer dünnen milchig blauen Schicht bedeckte nackte Körper, der nun auf dem Boden des durchsichtigen Tanks lag, nicht einfach irgendein Körper war.

Es war Dianas Körper.

Ian stand nah genug, um ihr Gesicht erkennen zu können. Es war Diane, wie sie mit sechzehn ausgesehen hatte. Die schmale Nase mit dem scharfen Rücken, die hohe Stirn unter den hellbraunen Haaren. Dianas Gesicht. Der Körperbau und die Größe schienen auch zu passen. Das Mädchen im Tank war knapp 1,80 Meter groß und sehr schlank, mit einer schmalen Taille und straffen, halbkugelförmigen Brüsten. Ian hatte seine Nichte nie unbedeckt gesehen, jedenfalls nicht mehr in diesem Alter, aber was er sah, ließ ihn das bedauern. Kein übler Anblick. Obwohl die Beine vielleicht ein bisschen zu muskulös und die Schultern ein bisschen zu breit waren für seinen Geschmack.

»T!«, machte Anastasia.

Ian machte sich nicht die Mühe, sich nach seiner Schwägerin umzusehen. Er war sicher, dass sie empört war und es dem Klonmädchen niemals verzeihen würde, sich hier so skandalös präsentiert zu haben. Sauertöpfische Ziege. Er hatte nie verstanden, was Carl an ihr finden konnte.

»Ich ... oh mein Gott ...«, stammelte Mark. »Sicher seid ihr mir ... bestimmt ... ich muss hier raus.«

»Dad, das darfst du doch nicht verpassen!«, rief der Junge.

»Halt's Maul«, sagte seine Schwester leise. »Ich komme mit, Dad.« Sie wandte sich mit hängendem Kopf und bebenden Schultern ab und folgte ihrem Vater durch die offene Panzertür nach draußen.

Ian ging dagegen näher an den Tank heran und schob den neugierigen Jungen vorsichtig, aber bestimmt zur Seite. Er hockte sich neben das Ding in dem Tank, um es zu betrachten. Aus der Nähe konnte er kleine Unterschiede zu Diane erkennen. Wahrscheinlich hatte nie ein Mensch so ausgesehen. Der Grund, warum das Klonmädchen so jung aussah, war ihre völlig makellose Haut. Sie war nicht nur faltenlos und straff. Die Haut des Mädchens sah aus, als wäre sie einfach nicht in der Lage, Falten zu bilden. Er sah keine kleinen Narben oder vergrößerten Poren, keine Leberflecken und keine Hautunreinheiten. Außerdem konnte er jetzt erkennen, dass sie eindeutig kräftiger gebaut war als Diane. Viel breitere Schultern, viel muskulösere Arme und Schenkel.

Ruckartig richtete der Oberkörper des Mädchens sich auf, ihre Augen öffneten sich und sie begann zu husten. Ian hätte beinahe aufgeschrien. Das konnte er sich verkneifen, aber er fiel vor Schreck rücklings auf den Hintern.

»Whoa!«

Aus den Augenwinkeln sah Ian, wie der Junge zurücktäumelte, bis Anastasia ihre Hände auf seine Schultern legte, damit er nicht gegen sie prallte.

Das Klonmädchen saß nun aufrecht. Sie hatte die Hände an ihren Hals gelegt und hustete und würgte und krächzte. Ihre Augen schienen aus den Höhlen zu quellen und waren so weit verdreht, dass nur noch Weißes zu sehen war.

»Alle Teufel!«, stieß Ian aus.

Er legte eine Hand auf die Klappe an der Seite des Tanks und drückte dagegen. Erstaunlich leicht schwang sie auf. Die Klappe öffnete sich nach innen. Wahrscheinlich hatte die Automatik sie entriegelt, als sich auch die Schläuche und Kabel zurückzogen. Das Ding im Tank krabbelte auf ihn zu. Vielleicht folgte es dem Geruch frischer Luft, vielleicht gehörte das zu seiner Konditionierung, aber jedenfalls zwängte es sich durch die Öffnung und glitt mit einem nassen Klatschen vor ihm auf den Boden. Reflexartig krabbelte er noch ein Stück zurück.

»Ist alles in Ordnung mit Ihnen, Mister Jannek?«, hörte er wie aus weiter Ferne den Anwalt fragen.

Er ignorierte ihn. Stattdessen tat er das einzige, was ihm in dieser Situation einfiel, so albern und absurd es erscheinen mochte: Er stemmte sich wieder auf die Beine, überwand seinen Ekel und klopfte diesem Wesen – wie hieß ›sie‹? Lydia? – auf den Rücken.

»Atmen, Mädchen«, sagte er. »Wir alle tun es, den ganzen Tag lang. Du kannst es sicher auch.«

Das schmierige Zeug, das die Frau aus dem Tank bedeckte, verströmte einen schwachen Geruch nach Spiritus. Es fühlte sich an Ians Hand widerlich schleimig an und weckte in ihm den Drang, sich zu waschen. Er war sich nicht sicher, ob seine Bemühungen dazu beigetragen hatten, aber ›Lydia‹ würgte eine gewaltige Menge der scheußlichen blauen Flüssigkeit heraus und begann dann langsam und stockend zu atmen. Ihre honigfarbenen Augen – wie Dianes, natürlich – waren noch immer weit aufgerissen und ruckten hin und her wie in einem Krampf.

»Gut«, lobte Ian sie, »gut. Weiter so. Kannst du sprechen?«

Ihr Blick fixierte seinen. Sie hustete noch einmal. Ihr Arm schnellte vor und packte Ians Hand. Er stieß einen Schrei aus, teils vor Schreck, teils vor Schmerz. Er versuchte reflexartig sich loszureißen, doch ihr Arm bewegte sich nicht einmal. Seine Hand hätte genau so gut in einer Schrottpresse gefangen sein können. Nur dass Lydia nicht kalt wie die stählernen Teile einer Maschine war, sondern heiß, als litte sie unter starkem Fieber.

»Lass los! Lass los, verdammt!«, schrie er.

Mit seiner freien Hand zerrte er an ihrem Arm, ohne erkennbare Wirkung. Ihr Körper ruckte unter seinen Bewegungen ein wenig mit, aber ihr Griff gab keinen Millimeter nach.

»Knie nieder, Lydia, und empfang das Sakrament?!«, hörte er Custers unsichere Stimme mehr fragen als befehlen.

Die Worte wirkten trotzdem, unmittelbar und erstaunlich. Noch bevor Ian die Chance gehabt hatte, sich zu fragen, ob der Alte doch noch seinen Verstand verloren hatte, ließ Lydia seine

Hand los und schnellte empor, um sofort wieder auf ein Knie zu fallen. Mit geschlossenen Augen und gehobenem Kopf kniete sie neben Ian, die Hände auf ihrem vorderen Fuß gefaltet.

»Küss mich, Vater«, sagte sie.

Dianes Stimme. Natürlich. Diane mit einem Frosch im Hals, aber unzweifelhaft Diane.

Ian hielt die rechte Hand in der Linken und versuchte, nicht zu wimmern. Es tat furchtbar weh. Er war sich jetzt völlig sicher, dass etwas gebrochen war. Wahrscheinlich hatte sie jeden einzelnen Knochen zermalmt. ›Verdammtes Miststück«, dachte er. Wäre er sicher gewesen, dass sie wehrlos war, hätte er sie getreten.

Ihm fiel wieder ein, dass sie seine letzte Hoffnung war, wenigstens einen kleinen Gewinn aus dieser ganzen unseligen Geschichte zu schlagen. Falls sie noch etwas anderes konnte, als seine Hände zu zerquetschen. Er würde es herausfinden. Wie ein Schleier hoben sich der Zorn und die Angst von seinem Blick. Nur seine Entschlossenheit blieb zurück. Er würde sie kriegen, wenn er schon sonst nichts bekam.

»Küss mich, Vater«, wiederholte sie.

Unsicher. Ängstlich. Flehend. Jetzt klang sie überhaupt nicht mehr wie Diane. Diane war immer stolz und selbstbewusst und überheblich und herablassend gewesen bis zum Erbrechen.

Er tat es. Er beugte sich zu ihr hinüber und nahm ihr Gesicht in beide Hände. Zu seiner Überraschung ließ der Kopf sich widerstandslos drehen und beugen wie der einer Puppe. Er drehte ihr Gesicht zu sich und drückte seine Lippen auf ihre.

Fast im selben Moment spürte er ihre Hände an seinen Schläfen wie die zwei Backen eines Schraubstocks. Sie presste ihn fest an sich, während ihre Zunge in seinen Mund eindrang wie eine Muräne, die aus ihrer Felsspalte hervorschnellte.

Das intensive Spiritusaroma der blauen Flüssigkeit füllte seinen Mund und seine Nase, und er würgte und hustete in ihren Mund hinein, doch weder der Griff ihrer Hände, noch die

gierigen Bewegungen ihrer Zunge bis fast in seinen Hals ließen nach. Dies war kein Kuss unter Liebenden und erst recht nicht ein Kuss zwischen Vater und Tochter. Es war eine Vergewaltigung.

Wie ein eigenständiges Wesen wühlte sich ihre Zunge unter seine, fuhr an seinem Gaumen entlang und betastete seine Zähne. Als sie sein Gaumenzäpfchen berührte, hätte er sich beinahe übergeben. Als sie tiefer in seinen Hals glitt, tat er es tatsächlich. Zum zweiten Mal versuchte er, sich aus ihrem Griff zu befreien, stemmte seine Hände gegen sie, setzte seine ganze beträchtliche Kraft ein, zum zweiten Mal völlig chancenlos. Als sie ihn schließlich freigab und er würgend und hustend vor ihr auf seinen Knien auf dem Boden kauerte, kam es Ian vor, als hätte dieser unsägliche Kuss viele Minuten gedauert, obwohl es wahrscheinlich nicht einmal eine halbe gewesen war. Er erbrach sich auf den Betonfußboden.

»Mein Leben für dich«, hörte er sie leise sagen.

Sprach sie leise, oder konnte er sie nur nicht richtig hören? Er fühlte sich, als wäre er von einem Bus überfahren worden. Er spürte, wie jemand seine Schultern berührte.

»Mister Jannek?«, fragte Custers Stimme. »Geht es Ihnen gut?«

»Nein!«, stieß Ian mit rauer Stimme hervor. »Es geht mir furchtbar!«

Er ließ sich keuchend auf die Seite fallen.

»Was war das? Was hat dieses Ding mit mir gemacht?«

»Ich nehme an, Lydia hat Sie identifiziert«, antwortete der Anwalt. »Ich erinnere mich, dass Carl Jannek annahm, dieser Vorgang könnte unangenehm sein.«

»Atmen!«

Atmen. Lydia versucht es, aber es geht nicht. Ihre Luftröhre und ihre Lunge sind verschlossen, weigern sich, das fremde Gas anzu-

nehmen, das sie nicht kennen. Weigern sich, das perfluorkarbonhaltige Gel ausstoßen, das sie ihr ganzes Leben lang mit Sauerstoff versorgt hat. Sie weiß, dass sie Luft atmen muss, sie hat es gesehen, aber ihr Körper weigert sich. Sie hustet und würgt das Gel schließlich doch heraus und nimmt ihren ersten Atemzug. Es ist ein merkwürdiges Gefühl.

Zum ersten Mal atmet sie aktiv, zum ersten Mal fließt nicht einfach nur etwas durch ihre Lungen.

»Mädchen!«

Durch Bewegung von Muskeln, die noch nie tätig waren und die dennoch perfekt ausgebildet und kräftig sind, wird die kalte Gas Mischung – sie scheint ihr furchtbar kalt – in ihre Lungen gepumpt und wieder hinaus. Hinein und wieder hinaus. Es fühlt sich merkwürdig an. Was passiert, wenn sie aufhört zu atmen? Kann sie aufhören?

Das Interesse an der Atmung schwindet, sie wird sich der anderen Wahrnehmungen bewusst.

»Wir alle tun es.«

Sie sieht mit ihren Augen. Sie hört mit ihren Ohren. Sie fühlt harten, kalten Beton durch ihre Haut. Es sind Poren in dem Beton. Sehr kleine, aber fühlbar. Der Beton ist kalt, sehr kalt. Lydia sieht Licht. Es ist so schrecklich hell. Sie riecht nichts. Warum riecht sie nichts? Sie muss atmen, um zu riechen. Sie kann auch nicht schmecken. Riechen und Schmecken hängen zusammen. Wie bei vielem, was sie weiß, kann sie sich nicht erinnern, das gelernt zu haben, aber sie weiß es. Es muss das Gel sein. Wahrscheinlich bedeckt das Gel die Sinneszellen. Sie kann gewiss schmecken und riechen. Jeder kann das. Das weiß sie auch, ohne zu wissen, warum.

»Den ganzen Tag lang. Du kannst es sicher auch.«

Sie beginnt nicht nur zu sehen, sondern wahrzunehmen. Ihre Augen nehmen nicht mehr nur gleißende Helligkeit auf, sie sieht Unterschiede. Konturen. Formen. Dinge. Sie hat schon Dinge gesehen, aber nicht mit ihren Augen. Sie hat Bilder gesehen und Filme. Hat sie sie ›gesehen‹? Sie erinnert sich an Bilder und Filme. Sie erinnert sich nicht, sie gesehen zu haben. Sie sieht wieder ein Bild. Dann sieht sie, dass das Bild sich bewegt. Es ist wie ein Film. Ihr

kommt der Gedanke, dass dies wohl die Wirklichkeit ist. Das Leben. Lydia ist aufgeregt. Sie hat bisher nicht richtig gelebt. Zumindest kann sie sich nicht erinnern. Aber jetzt lebt sie.

»Gut.«

Die Stimme. Sie hört eine Stimme. Sie hört gedämpftes Knirschen und Rascheln. Sie hört den Atem und den Herzschlag von vier Menschen. Und die Stimme. Sie spricht sehr langsam. Lydia ist es gewohnt, Informationen viel schneller aufzunehmen. Sie muss sich konzentrieren, um sie zu verstehen. Es fällt ihr schwer. Ein Mensch spricht zu ihr. Menschen sind wie sie. Sie denken. Wie sie. Menschen haben sie gemacht. Lydia ist wie Menschen, und doch anders.

Sie ist besser.

»Gut. Weiter so.«

Vater? Lydia weiß, dass ihr Vater ein Mensch ist. Ein unfassbares Glücksgefühl überkommt sie und es fühlt sich an, als würde ihr Herz einige Schläge aussetzen. Spricht ihr Vater zu ihr? Ihr Vater hat sie erschaffen. Er ist ihr Leben, ihr Gott und ihr Sinn. Sein Wort ist ihr Wille, sein Kuss ist ihr Ambrosia.

»Kannst du sprechen?«

Vater? Sie sieht ihn an. Sie sieht seine Augen, die schwächer sind als ihre. Ihr erster Eindruck von ihm ist Schwäche. Sie sieht seinen Hals, der so leicht zerbricht. Seine Haut, voller schlecht verheilter Wunden und Fehler. Sie sieht seinen Körper, größer und schwerer als ihrer, und weiß, dass er dennoch ein Spielzeug in ihren Händen wäre. Vater? Er muss ihr Vater sein. Lydia braucht ihren Vater. Ihr Vater ist ihr Sinn und ihr Leben.

Ohne ihn ist sie nur ein Werkzeug ohne Zweck, ein Spielzeug, das keiner will. Der Gedanke, dass er nicht hier sein könnte, ist unvorstellbar. Die Freude durchströmt noch immer ihren Körper, aber sie wird getrübt von Sorge und Unsicherheit.

Sie muss ihren Vater berühren, will ihm nahe sein. Sie greift nach seiner Hand, so fest sie kann, ohne die empfindlichen Knochen seines schwachen Körpers zu beschädigen. Sie spürt seine Hand in ihrer. Seine Haut an ihrer. Sie spürt seinen Körper, seinen Herzschlag durch seine Blutgefäße. Sie spürt die Haare, die seinen Körper bedecken.

Sie spürt ihren Vater. Glückseligkeit. Sinn und Leben.

Er muss ihr Vater sein. Sie braucht ihn. Lydia ist nichts ohne ihn. Sinn und Leben. Wille und Ziel. Er muss die Worte sprechen, damit es geschehen kann.

Der Gedanke ist kaum vollendet, als die Worte gesprochen werden. Sie kommen nicht von ihm. Dennoch muss sie gehorchen. Es ist nicht einmal eine bewusste Entscheidung für sie. Sie muss genau so gehorchen, wie ihr Herz schlagen muss. Sie hat keine Wahl.

»Küss mich, Vater«, hört sie sich die Antwort sprechen.

Sie wartet. Auf das endlose Glück und die Erfüllung. Auf den Kuss ihres Vaters, der ihr Sinn und Leben schenken würde. Der jeden Zweifel beseitigt. Lydia giert nach diesem Kuss mit einer Intensität, die ihren ganzen Körper erbeben lässt.

Als er nicht kommt, beginnt die Sorge, die schnell in Angst umschlägt. Furcht, dass ihr Vater sie nicht will. Dass er unzufrieden ist. Dass er sie verstoßen wird. Von der Höhe ihres Glücksgefühls stürzt sie in Verzweiflung. Was, wenn er sie nicht küsst? Wenn er sie nicht als seine Tochter annimmt? Lydia braucht ihren Vater.

Er ist ihr Sinn. Er ist ihr Leben.

Wenn ihr Vater sie verstößt, ist sie nichts. Ist sie nicht nur bedeutungslos. Von ihm abgewiesen zu werden, ist unvorstellbar. Sie kann nicht einmal daran denken.

»Küss mich, Vater!«, ruft sie.

Und dann geschieht es. Eine Woge von Erfüllung und Glück reißt jeden klaren Gedanken mit sich fort.

»Großer Gott. Sie sah wirklich aus wie Diane. Sie sah wirklich aus ...«

Mark lehnte sich an die Wand des Gebäudes. Sie standen neben der Tür. Das Wintersonnenlicht warf Schatten durch die unüberschaubare Vielfalt verschiedener Bäume auf den Weg aus makellos weißem Kies. Doch der Anblick war verschwendet an Ronica und ihn. Ihre Gedanken drehten sich um anderes.

»Fand ich gar nicht«, widersprach sie.

»Was meinst du?«

»Sie sah überhaupt nicht aus wie Mom«, sagte Ronica. »Mom war ... echt. Sie war immer so lebendig. Du weißt schon.«

Er nickte. Sie wollte nicht viel sprechen, weil es ihr schwerfiel, die Tränen zurückzuhalten. Es ging ihm genauso.

»Dieses Ding da unten«, fuhr sie fort, »hat überhaupt nichts mit ihr gemein.«

Er sah ihre Wut. Die war immer in ihr, immer knapp unter der Oberfläche. Wut konnte helfen, Trauer zu überwinden. Sie konnte aber auch helfen, Trauer einfach nur vor sich selbst zu verstecken. Gedanken konnte man unter Wut begraben, damit man sich nicht erinnern musste.

»Sie heißt Lydia«, zwang er sich zu sagen.

Er fragte sich, ob es der richtige Weg war, jetzt den Vater zu spielen und zu versuchen, Ronica zu belehren.

»Sie.« Sie stieß ein bitteres Lachen aus, lehnte sich neben ihm an die Wand und blickte in den eigentümlichen Mischwald aus Douglas-Fichten, jungen Mammutbäumen, Birken und Palmen und zahllosen anderen heimischen und fremden Bäumen, ohne ihn zu sehen. »Sie ist in einem Tank gezüchtet worden! Der blöde alte Sack hat Mom nicht mal gefragt, ob er sie kopieren darf!«, rief sie mit einer plötzlichen Gefühlswallung. Tränen begannen über ihre Wangen zu laufen. Langsam und vereinzelt zunächst. »Und warum eigentlich Lydia?«, fragte sie mit bebender Stimme. »Lydia? Wer heißt denn bitte Lydia?«

Mark bereute schon, es versucht zu haben. Aber da er nun begonnen hatte, unternahm er einen zweiten Versuch.

»Es war falsch von deinem Großvater.«

»Es war falsch?«, rief sie. »Er hat ... Hast du verstanden, was er gemacht hat? Was dieses Ding ist?«

»Wir wissen noch nicht genau, was er gemacht hat«, antwortete Mark leise, »aber ich denke, Lydia wurde genau so wenig gefragt wie wir.«

»Auf wessen Seite bist du?«, fragte Ronica ihn.

Sie zerrte umständlich ein Taschentuch aus ihrer Hosentasche, um sich die Nase zu putzen.

»Das hat nichts mit Seiten zu tun. Ich will nur nicht, dass – also, ich meine, was dein Großvater gemacht hat, war nicht in Ordnung, aber jetzt ist sie nun einmal da, und sie ist nicht verantwortlich für das, was er gemacht hat.«

Ronica verdrehte die Augen, schnaubte und schüttelte ihren Kopf.

»Boah ...«

Mark seufzte leise. Er kam nicht an sie heran.

Er konnte ihr nicht einfach recht geben, wenn sie sich von ihrer Wut mitreißen ließ. Aber sobald er versuchte, vernünftig mit ihr zu reden, hörte sie nur den Psychiater, nicht ihren Vater, geschweige denn den Freund, der er immer für seine Kinder hatte sein wollen.

Kurz dachte er darüber nach, ihr das mit genau diesen Worten zu erklären. Er erinnerte sich an die Gelegenheiten, bei denen er beschlossen hatte, dass Diane über ein bestimmtes Thema besser mit Ronica reden konnte als er selbst. Und er sah, dass es viel zu viele gewesen waren. Er hatte seine Tochter nicht verloren, aber er hatte gewiss einiges dafür getan. Dass sie jetzt mit ihm gegangen war, lag vielleicht nicht nur daran, dass auch sie Lydias Anblick nicht ertragen konnte. Vielleicht war es eine Gelegenheit für ihn. Eine Gelegenheit damit zu beginnen, seiner Tochter wieder näher zu kommen.

»Ronica«, sagte er, »ich verstehe, wie du dich fühlst. Und es ist ganz natürlich, dass es dir schwerfällt.«

Sie stieß sich von der Wand ab und fuhr sich mit den Händen durch ihre leuchtend roten Haare.

»Weißt du, das ist genau das, was ich jetzt brauche!«, rief sie. »Dass du mich mit diesem Geschwätz zulallst! Geh doch runter und heirate dieses Scheißding. Und schick mir dein Gutachten per Post, ja?«

Sie ging, ohne sich zu ihm umzudrehen. Weil sie ihn nicht sehen konnte, gestattete er sich, ratlos den Kopf zu schütteln.

Natürlich wollte sie, dass er ihr nachlief und sie aufhielt. Wohin konnte sie gehen? Aber was erwartete sie außerdem von ihm? Auch wenn die Worte für sie hohl klangen, es waren seine Worte. Es würde für sie beide nicht einfacher werden, wenn er sich verstellte, um mit ihr zu reden. Er seufzte und lief ihr nach.

»Ronica!«, rief er. »Warte bitte.«

Sie blieb stehen, aber sie drehte sich nicht um.

»Können wir noch einmal zu der Tür zurückgehen und von vorne anfangen?«

Sie drehte sich um und sah unter ihren Lidern zu ihm auf, ohne den Kopf zu heben. Sie hatte ihr Kinn trotzig vorgeschoben. Kleine Tropfen hingen daran, von Zeit zu Zeit fiel einer hinunter auf ihr hellblaues Kleid.

»Ich finde eigentlich auch nicht, dass ›es‹ Diane ähnelt«, sagte er.

›Es.« Er benutzte das Pronomen und sagte überhaupt den ganzen Satz gegen seine Überzeugung.

»Überhaupt nicht«, stimmte sie mit einem unterdrückten Schluchzen zu. »Und es ist doch einfach scheiße krank, so einen Mutanten im Tank zu züchten! Jeder weiß doch, was daraus wird! Ist der Spast denn nie ins Kino gegangen?«

Er unterdrückte ein Lächeln, weil er nicht sicher war, wie sie es auffassen würde. »Ich finde das auch, Ronica«, sagte er.

Er konnte es einfach nicht dabei belassen. Er ahnte, dass er es bereuen würde, aber er glaubte fest daran, dass Ehrlichkeit die Grundlage für seine Beziehung zu seiner Tochter sein sollte.

»Aber wenn sie tatsächlich so geworden ist, wie er wollte, dann ist es nicht ihre Schuld!«

Sie sah ihn an und öffnete ihren Mund. Sie schüttelte langsam den Kopf. Marks Mobiltelefon klingelte. Die Star-Wars-Titelmelodie, die Diane für ihn ausgesucht hatte. Er nahm das Handy aus seiner Tasche, um es abzuschalten, und sah, dass Steve Woyzcek versuchte, ihn zu erreichen.

»Entschuldigung«, sagte er, »das ist wichtig.« Er drückte die Annahme-Taste. »Ja, Mark Dallows hier?«

»Mark«, sagte Steve, »alles klar? Geht es dir schon besser?«

Steve sprach leise und freundlich, aber Mark konnte den Baseballschläger sehen, den sein Boss immer hinter seinem Rücken versteckt hielt. Steve war auf seine Weise ein furchtbarer Mensch. Seine Frage sollte eigentlich bedeuten: »Wann kommst du wieder zur Arbeit?« und vielleicht auch noch so etwas wie »Du fauler Sack«.

»Es ist hart«, antwortete Mark wahrheitsgemäß. »Es ist so vieles zu organisieren, und die ... Es hat uns alle schwer getroffen.«

»Mich auch, Mark«, sagte Steves Samtstimme. »Ich kannte Diane nicht sehr gut, aber ich konnte erkennen, was für ein wundervoller Mensch sie war.« Steve hatte sie genau einmal getroffen und ungefähr acht Worte mit ihr gewechselt. »Ich verstehe sehr gut, wie du dich fühlen musst.«

Mit einem leichten Schaudern erkannte Mark seine eigenen Worte wieder und fragte sich, ob sie auf Ronica genauso gewirkt hatten.

»Natürlich brauchst du Zeit, um das zu verarbeiten«, fuhr Steve fort. »Aber du weißt, dass wir dich hier brauchen. (*Du hattest jetzt über eine Woche frei.*) Ich habe zurzeit einfach niemanden, der dich hier ersetzen könnte. Wir wissen einfach nicht, wie wir ohne dich auskommen sollen (*aber wir werden's versuchen, wenn du dich nicht bald zusammenreißt*).«

Mark hatte gewusst, worauf er sich einließ, als er Steves Angebot angenommen hatte. Er hatte eine mittelmäßig bis gut laufende freiberufliche Tätigkeit gegen unanständig gut bezahlte Sklavenarbeit eingetauscht.

Freiwillig. Das hieß nicht, dass es ihm gefallen musste. Und es hieß ganz sicher nicht, dass er sich von Steve dazu drängen lassen durfte, seine Kinder in dieser Situation im Stich zu lassen.

»Es tut mir ehrlich leid, Steve, aber es geht noch nicht. Ich kann dir nicht sagen, wie lange ich brauche.« Augen zu und durch. »Aber eine Woche dauert es mindestens noch.«

»Wir versuchen, noch eine Woche so auszukommen, aber das wird nicht einfach.«

Aus seiner Stimme sprach echte Sorge, aber die Drohung war trotzdem unmissverständlich. Mark kannte seine Pflicht als Vater. Aber er wusste auch, dass Steve keine leeren Drohungen aussprach. Diane und er hatten ein bisschen Geld gespart. Aber sie hatten auch zwei Autos und ein Haus abzubezahlen. Dass eines dieser Autos jetzt ein Schrotthaufen war, änderte nichts daran. Oder? Er erinnerte sich nicht, was für eine Versicherung sie abgeschlossen hatten. So viel zu organisieren ...

Ihre sämtlichen Verpflichtungen basierten auf der Annahme, dass zwei Familienmitglieder Einkommen erzielten. Wenn Mark seine Stelle verlor, waren die Ersparnisse nach spätestens sechs Monaten aufgebraucht, eher vier oder fünf. Wahrscheinlich genug Zeit, eine neue Stelle zu finden. Vielleicht aber auch nicht. Mit dem Geld der Stiftung konnte er jedenfalls nicht rechnen. Hatte Diane eine Versicherung für ihren Todesfall abgeschlossen? Sie hatten mal darüber gesprochen, aber er konnte sich nicht erinnern, was herausgekommen war.

Ronica stand immer noch vor ihm und sah ihn an, mit einer Mischung aus Mitleid und Ekel in ihrem Gesicht. Sie hatte Steve noch nie getroffen, aber sie hasste ihn voller Inbrunst.

»Es tut mir leid, Steve«, sagte Mark.

»Alles klar, ich versteh das. Kümmer dich um alles, Mark, wir hören dann voneinander. Alles Gute.«

Steve legte auf. Mark fragte sich, ob er seine Stelle bereits verloren hatte oder ob er auf den Brief warten sollte.

»Vergiss nicht, gelegentlich aus seinem Arsch rauszukriechen, um Luft zu holen«, sagte Ronica.

Sie drehte sich um und stieg in das Auto. Mark wusste, dass er wieder gescheitert war. Er würde es weiter versuchen, aber nicht jetzt.

Die Tür des Gebäudes öffnete sich und Ian trat heraus. Auf dem Fuße folgte ihm Lydia, barfuß, in seinen dunkelblauen langen Mantel gehüllt. Ihre hellbraunen Haare waren mit

irgendetwas verschmiert und klebten an ihrem Schädel wie ein nasses Balaklava. Sie schien nur Augen für Ian zu haben und starrte ihn an, wie eine verrückte Pilgerin ein weinendes Marienstandbild anstarren mochte. Ian trug zwei große weiße Eimer in den Händen. Obwohl Mark in diesem Moment nicht viel Ähnlichkeit mit seiner Frau erkennen konnte, schmerzte ihn der Anblick Lydias. Er wandte seine Augen ab.

5. Väter

Mark sah immer noch Lydias verzückt-unterwürfiges Gesicht vor sich, als er sein letztes Ziel an diesem Tag erreichte. Er dachte an die Ungeheuerlichkeit, dass da diese Frau war. Die wie Diane aussah. Und nach allem, was er wusste, vielleicht genau wie Diane dachte. Vielleicht Diane war. Er hatte sie nicht einmal ansehen können. Er fragte sich, was er sich dadurch nahm.

Er machte sich klar, dass Lydia nicht wie Diane sein konnte. Erfahrungen formten den Charakter, nicht nur Gene, das war nicht nur seine professionelle Meinung als Psychiater. Gene schafften gewisse Grundlagen, aber das Leben machte einen Menschen zu dem, was er war. Lydia war eine Fremde, die zufällig wie Diane aussah, mehr nicht. Es half nichts. Diane war tot, und er würde es wahrscheinlich für sich selbst und für Ronica und David leichter machen, wenn er es dabei beließ. Es war schwer genug, sich damit abzufinden, ohne fortwährend ihr Phantom vor sich zu sehen.

Wenn Ian sich um Lydia kümmern wollte, warum sollte er sich mit ihm darüber streiten? Mark hatte auch so genug Probleme. Das Haus seiner Eltern war nicht so groß und modern wie das, das er mit seiner Familie bewohnte. Aber es war immer ein Zuhause für ihn gewesen. Jetzt, nach Dianas Tod, noch mehr als sein eigenes Haus, das ihm leer schien und ihn mit jedem Detail an seinen Verlust erinnerte. Jake und Margret Dallows lebten in einem kleinen zweistöckigen Einfamilienhaus mit einem Spitzdach aus roten Ziegeln. Die Fassade war völlig von einer Kletterpflanze überwuchert, die Mark Efeu nannte,

seit er sprechen konnte, obwohl seine Mutter ihm immer wieder erklärt hatte, dass sie anders hieß. Er konnte sich den Namen nicht merken.

Sein Vater hatte den Garten zur Straße hin schlicht gestaltet. Eine Rasenfläche, vereinzelt durch kleine Douglasien aufgelockert. Drei steinerne Riesenschildkröten folgten einander in einem endlosen, erstarrten Marsch auf die Eingangstür zu. Betsy, Charles IV. und der Duke. Niemand wusste mehr, woher die Namen stammten.

»Och nö, ich dachte, wir fahren nach Hause«, murrte Ronica.

»Den Fehler hättest du vermeiden können«, belehrte David sie, »wenn du Dad heute Morgen zugehört oder vorhin ab und zu mal aus dem Fenster geschaut hättest.«

»Beides blöde Ideen«, sagte sie. »Dabei schlaf ich immer ein.«

»Dann wirst du mit solchen Überraschungen leben müssen«, sagte Mark.

»Kann ich wenigstens im Auto warten?«

»Du meinst, bis deine Großmutter kommt und dich herauszieht? Wenn du möchtest, nur zu.«

Sie stöhnte so leidend wie es nur Teenager können.

Viktoria Sorokin schwieg. Sie saß einfach nur da und ließ ihre Augen hinter den verspiegelten Gläsern ihrer Sonnenbrille schweifen. Falls die Vorstellung eines großmütterlichen Angriffs ihr Sorgen bereitete, konnte sie es zumindest sehr gut verstecken. Ein Punkt, in dem sie offenbar ihre Vorbereitung vernachlässigt hatte.

Mark wusste bereits, dass er seine Sicherheit gefährdete, indem er sich an Orte begab, die nicht mit Kameras und Infrarotsensoren und Bewegungsmeldern gepflastert waren. Die Personenschützerin hatte ihm das ausführlich erklärt. So sehr ihm seine eigene Sicherheit und die von Ronica und David am Herzen lag, er war nicht bereit, dafür wie ein Gefangener zu leben.

Einerseits lag das sicher auch daran, dass sein Leben bisher zu langweilig gewesen war. Er konnte sich schlicht nicht vor-

stellen, dass jemand einen gezielten Anschlag auf ihn ausführen würde, während er gerade seine Eltern besuchte.

Aber andererseits fand er es auch einfach richtig. Es sprach schließlich auch einiges dafür, dass Dianas Tod nur ein Unfall gewesen war. Er fragte sich, wie viele von Sorokins Leuten hier in der Gegend waren, ohne dass er sie sehen konnte. Waren vielleicht gar keine da? Er hätte einfach fragen können, aber ihm war nicht danach, und Sorokin hatte ihn ermahnt, möglichst wenig über die Details der Schutzmaßnahmen zu reden, weil man nie wusste, wer zuhörte.

Marks Mutter Margret erwartete sie schon und öffnete die Tür, kaum dass Mark die zweistufige Treppe zum Eingang betreten hatte. Aus ihrem für ihre 62 Jahre jugendlichen Gesicht sprach die Hilflosigkeit, die Mark dort immer gesehen hatte, seit Diane gestorben war. Margret hatte immer Schwierigkeiten mit gefühlslastigen Unterhaltungen gehabt.

Es war sein Vater, der ihm erklärt hatte, was es mit dem Tod auf sich hatte, als Marks zahmer Dachs Early Bird erkrankt war. Und sein Vater hatte ihm auch erklärt, dass er keinen zweiten Dachs bekommen würde, weil Dachse wilde Tiere waren und sich eigentlich nicht als Haustiere eigneten. Es war sein Vater, der in der ersten Nacht nach dem Unfall – war es ein Unfall gewesen? – bei ihm gewesen war und mit ihm gesprochen hatte.

Dafür hatte seine Mutter daran gedacht, dass jemand sich um Dianas Profile bei Tumblr und Twitter kümmern sollte. Und sie hatte sich angeboten, es selbst zu machen, nachdem Mark ihr deutlich gemacht hatte, dass ihm von der bloßen Vorstellung schlecht wurde. Seitdem hatte sie auch seine Zugangsdaten. Eine Vorstellung, von der ihm bis vor Kurzem wahrscheinlich auch schlecht geworden wäre. Margret lächelte unsicher und legte Mark eine Hand auf die Schulter.

»Hallo«, sagte sie. »Komm doch rein. Äh, Jake ist im Salon. Hallo ihr zwei«, begrüßte sie die Kinder. »Habt ihr schon gegessen? Es ist noch Hackbraten übrig.«

»Niemand macht besseren Hackbraten als du«, antwortete David ernsthaft. Es stimmte. Margrets Hackbraten war umwerfend. Sie tat irgendwas hinein, was sonst nicht in Hackbraten war, aber sie verriet nicht, was.

Jake wartete im Salon auf Mark, mit einer rauchenden Zigarre von den Ausmaßen eines Maiskolbens in der Hand. Er rauchte die Dinger nur im Salon, obwohl Margret ihm wieder und wieder versicherte, dass sie den Geruch sehr mochte.

Das Fenster war offen, und obwohl es nicht sehr kalt war, fand Mark den Luftzug unangenehm. Der Salon war ein gemütlicher kleiner Raum von drei mal vier Metern, mit einem kleinen runden Tisch und vier bequemen Sesseln. Im Gegensatz zu seiner Mutter hatte Mark den intensiven Tabakgestank immer gehasst.

Jake saß mit dem Rücken zum Fenster, gekleidet in seinen Tweed-Anzug mit der Fliege, der ihn ein wenig wie einen exzentrischen, englischen Adligen aussehen ließ. Mehr als Ian zumindest.

»Setz dich, Sohn«, sagte er mit strenger Stimme und einem Lächeln.

Mark setzte sich.

Mit einem Blick zu Sorokin fragte sein Vater: »Die gehört jetzt zu dir?«

Mark nickte. »Wir sind übereingekommen, dass es besser ist, wenn sie uns vorerst nicht alleine lässt. Ich denke, wir können auf ihre Verschwiegenheit vertrauen. Dianas Vater hat das jedenfalls so eingeschätzt, und ich glaube, er hatte mehr sensible Geheimnisse als wir.«

Jake lächelte, wiegte den Kopf von links nach rechts, zuckte aber schließlich die Schultern.

»Und niemand passt auf Ronica und David auf?«

»Sie ist nicht die Einzige ihrer Art, und sie glaubt, dass ich die wahrscheinlichste Zielperson wäre.«

»Und? Hast du Woyzcek gesagt, was du ihm schon immer sagen wolltest und dir eine karibische Insel gekauft?«

Mark schüttelte seinen Kopf. Jake zog an der Zigarre. Sie sah aus, als würde sie für eine Woche reichen, zwei für jemanden mit schlankeren Fingern als Jake.

»Kuba vielleicht?«, fragte er hoffnungsvoll.

»Er hat einen Treuhandfonds eingerichtet«, erklärte Mark. »Die Kinder bekommen das Geld, wenn Anastasia es für richtig hält. Und als ich Anastasia das letzte Mal sah, habe ich sie unter Gewaltandrohung aus meinem Haus geworfen.«

Jake schnaubte dichten, hellen Rauch durch seine Nase.

»Ich schätze, die Kinder werden doch noch irgendetwas lernen müssen. Die alte Hexe wird zu starrsinnig zum Umfallen sein, wenn sie irgendwann mal sterben sollte.«

Mark nickte.

»Wie geht es ihnen?«, fragte Jake.

»Ich bin nicht sicher«, antwortete Mark. »Sie versuchen, tapfer zu sein. David gelingt es besser als Ronica. Er kann damit umgehen, glaube ich. Ronica ...«

»Immer noch?«

Mark nickte. Jake legte seinen Kopf in den Nacken und blies eine Rauchfontäne in den Kronleuchter. Keine Albernheiten für ihn, keine Ringe, keine Kunststückchen. Nur Rauch. Mark versuchte, durch den Mund zu atmen, aber der Geschmack des Rauchs auf seiner Zunge war noch viel unangenehmer als der Geruch.

»Ich kann nicht mit ihr reden«, sagte er.

»Es ist noch zu früh.«

»Ich meine, ich konnte nie richtig mit ihr reden.«

Jake lachte auf.

»Wer kann schon mit Ronica reden?«

Jake grinste und blickte auf seinen rechten Fuß hinab. Er wackelte bedeutungsvoll mit den Zehen.

»Oh ja«, murmelte Mark.

Sie war damals neun gewesen. Sie und David hatten bei ihren Großeltern übernachtet, und irgendein Nachbarsjunge hatte David gegenüber eine unvorsichtige Bemerkung über

Ronica gemacht. Jake hatte dem Jungen sicher das Leben gerettet, und ein gebrochener kleiner Zeh schien kein zu hoher Preis dafür.

»Woher mag sie das haben?«, sinnierte Jake, während er seine Zigarre beäugte, als wüsste sie die Antwort.

»Ich weiß nicht, wie es mit Gewalttätigkeit steht, aber eine Spur von Wahnsinn scheint in der Jannekefamilie erkennbar. Du wirst mir nicht glauben, was George Custer uns heute nach der Testamentseröffnung gezeigt hat.«

Jake musterte seinen Sohn, während er an der Zigarre zog. Er blies den Rauch aus seinem rechten Mundwinkel.

»Was?«, fragte er.

Mark seufzte. »Ich meine das ernst. Du wirst es mir nicht glauben.«

»Wenn du so tust, als würdest du mir die Wahrheit sagen, tu ich so, als würd ich dir glauben. Deal?«

Mark erzählte es ihm. Die ganze Zeit über saß sein Vater stumm da, sein Gesicht regungslos. Er bewegte sich nur, um gelegentlich an der Zigarre zu ziehen und seinem Sohn scheußlichen dichten Rauch ins Gesicht zu atmen. Mark sprach über zwanzig Minuten, aber die Zigarre schien in der Zeit nicht kürzer zu werden.

»Du hast recht«, sagte Jake langsam. »Ich kann es wirklich nicht glauben.«

Mark kannte seinen Vater gut genug, um zu wissen, dass er etwas anderes meinte und es von selbst erklären würde. Er wartete.

»Ich kann nicht glauben«, sagte sein Vater, »dass du deine Frau dem Mann überlässt, der sie schon einmal getötet hat.«

»Was?«, stieß Mark hervor, bevor er auch nur die Worte richtig verstanden hatte.

»Ian Jannek!«, sagte sein Vater.

Mark nahm einen tiefen Atemzug. Er zählte bis zwei. Das musste reichen.

»Kannst du das noch ein bisschen erläutern, bitte?«

Jake zog an seiner Zigarre, das Ende glühte rötlich auf, Rauch stieg aus seinen Nasenlöchern, mehr Rauch erfüllte den Raum. Kaum zu glauben, dass noch welcher hineinpasste. Marks Vater rauchte nur eine Zigarre pro Woche, aber er nahm dabei sicherlich mehr Nikotin auf als ein durchschnittlicher Kettenraucher in einem guten Monat.

»Dein Schwiegervater hat deine Frau ›nachgebaut‹. Du hast sie Ian überlassen, dem egozentrischsten Volltrottel auf der Welt, einfach so. Ist es in Ordnung, dass ich das nicht verstehe?«

Mark seufzte.

»Sie ist nicht meine Frau. Ich weiß nicht, was sie ist oder wer sie ist, aber sie ist nicht Diane. Und was meinst du damit, Ian hat sie schon einmal getötet?«

»Was glaubst du, was ich meine?« Jake ließ seinen goldenen Eckzahn aufblitzen. Er fand es unheimlich witzig, solche Gegenfragen zu stellen. Wie ein Psychiater. Ha ha.

Mark seufzte wieder. »Ich weiß, was du meinst. Aber ... warum glaubst du, dass Ian ...?«

»Ich bitte dich. Wenn ein sehr, sehr reicher Mann und seine Erbin ermordet werden, dann spricht einiges dafür, dass ein Verwandter dahintersteckt. Vielleicht der, der als Nächster in der Erbfolge steht.«

»Diane wurde wahrscheinlich gar nicht ...«

Jake winkte ab.

»Weißt du«, versuchte Mark es noch einmal anders, »nicht jeder ist ein Krimineller, auch wenn das für jemandem mit deiner Vergangenheit schwer vorstellbar ist.«

»Ich habe niemals jemanden verletzt«, antwortete Jake mit einem sehr selbstzufriedenen Lächeln.

»Woher weißt du doch gleich, dass Ian ein Mörder ist?«

»Wenn du es nicht selbst siehst, kann ich es dir auch nicht zeigen.« Jake wedelte unbestimmt mit der riesigen Zigarre herum. »Aber sogar, wenn Ian unschuldig ist wie ein Alpenröschen: Warum hast du sie ihm überlassen?«

Mark hielt sich zurück. Es wäre leicht, wütend zu werden, Jake anzuschreien, dass ihn das alles nichts angehe und aus dem Raum zu stürmen. Er zwang sich, nachzudenken und eine vernünftige Antwort zu geben.

»Ich konnte es nicht. Sie sieht aus wie sie. Ich konnte es einfach nicht ertragen. Und ich wollte es den Kindern nicht antun.« Er nannte Ronica und David nicht gerne ›die Kinder‹, aber manchmal ertappte er sich dabei. »Und Anastasia ...«

Wieder wedelte Jake mit der Zigarre. ›Schon gut, ich bin nicht blöd‹, sagte die Geste. Er schwieg und sah seinen Sohn an, zog an der Zigarre, schwieg weiter.

»Du findest, dass es falsch war, sie im Stich zu lassen, nur weil sie mich an etwas Unangenehmes erinnert.« Schon während er sprach, bereute er es. Er wartete darauf, dass Jake antwortete: ›Warum glaubst du, dass ich das denke?«

Jake blies Rauch aus seiner Nase. »Warum glaubst du, dass ich das denke?«, antwortete er. Mark beschloss, für heute mit dem Seufzen aufzuhören. Er zählte stumm bis drei.

»Wie würde Ronica wohl reagieren, wenn ich ein paar Tage nach der Beerdigung ihrer Mutter eine Frau mit nach Hause nehme, die genau so aussieht wie ihre Mutter?«

»Hm.«

Jake lächelte und blickte versonnen auf die rauchende Zigarre in seiner Hand hinab.

»Wann hast du die angefangen?«, fragte Mark ihn grinsend.

»Ich glaube, irgendwann im Herbst«, antwortete Jake.

»Zieh dich wieder an«, sagte Ian.

Er war unzufrieden. Frustriert. Lydia trug nichts als eine Dienstmädchenschürze und das zugehörige weiße Häubchen. Er hatte gedacht, es könnte vielleicht unterhaltsam sein. Diane war immer so stolz gewesen. Hatte ihn immer so von oben herab behandelt, als wäre er ihr kleiner Bruder, nicht ihr Onkel.

Er hatte gedacht, es würde ihm Genugtuung bereiten, sie zu erniedrigen. Aber es funktionierte nicht. Lydias Körper war vielleicht perfekt, aber sie war so asexuell wie eine Schaufensterpuppe.

Sie trug ihr Kostüm nicht schamvoll, was er insgeheim gehofft hatte, und auch nicht aufreizend wie eine Stripperin, was immerhin noch interessant gewesen wäre. Sie benahm sich genau so, als würde sie einen Overall tragen und schien die Blicke gar nicht zu bemerken, die er ihr zugeworfen hatte, um sie zu irritieren. Kurzum, es machte keinen Spaß.

Er sah zu, wie sie die Schürze ablegte und wieder in den Jogginganzug stieg, den er für sie herausgesucht hatte. Er war ihr natürlich viel zu weit, aber wenn sie den Hosenbund fest zuzog, dann ging es. Er fragte sich, ob sie zunehmen würde. Sie hatte bei ihrer ersten Mahlzeit einen bemerkenswerten Appetit an den Tag gelegt, nachdem sie mit ihm zu Hause angekommen war. Er hatte natürlich keine Ahnung, nach welchem Maßstab er das beurteilen musste, aber sie schien ihm eine gewaltige Menge von dem schleimigen Zeug aus dem Eimer verschlungen zu haben. Mindestens zwei Liter, schätzte er.

»Wie kann ich dir dienen, Vater?«, fragte sie eifrig, mit einem hoffnungsvollen Lächeln und ihrem hündischen Blick, den er schon jetzt nicht mehr ertragen konnte, ohne würgen zu wollen.

»Geh und räum den Keller auf«, knurrte er. Er schnitt eine Grimasse, stöhnte und fuhr sich durch die Haare. »Nein, doch nicht, warte.«

»Was ist, Vater? Wie habe ich dich verärgert? Bitte sag mir, was ich tun soll!«

»Hör auf, mir die Füße zu lecken, wie wäre es damit?«, schnappte er.

»Ich verstehe nicht«, antwortete sie mit den weit aufgerissenen Augen eines kleinen Mädchens, das zum ersten Mal von ihrem Vater angeschrien wurde.

»Hör auf, vor mir zu kriechen«, knurrte er. »Das macht mich verrückt.«

Sie senkte ihren Blick und nickte langsam.

»Ich versuche es, Vater.«

Sie zögerte einige Sekunden, dann warf sie ihren Kopf zurück, richtete sich auf und sah ihm direkt in die Augen. Ihre Unterlippe zitterte. Er konnte die einzelnen Muskeln in ihren Wangen hervortreten sehen.

Aber es war besser.

»Gut. Arbeite dran, vielleicht ... Na, vielleicht kriegst du es dann irgendwann mal richtig hin.«

Sie lächelte unsicher.

»Danke, Vater.«

»Und hör um Gottes willen, auf mich Vater zu nennen!«

Sie senkte den Kopf, dann erinnerte sie sich, hob ihn schnell wieder und begegnete seinem Blick. Ihre Unterlippe zitterte noch stärker. Ihre Augen glänzten. Waren das ...?

»Wenn du jetzt anfängst zu weinen, schreie ich«, sagte er langsam und deutlich.

Sie nickte. Ian lehnte sich in seinem Ohrensessel zurück, stöhnte und schlug die Beine übereinander. So würde es nicht gehen. Wenn er so weitermachte, wäre sie sicher bald für nichts mehr zu gebrauchen. Er musste es anders versuchen.

»Okay«, sagte er, »das war kein sehr guter Anfang.«

»Es tut mir ...«, begann sie, aber er unterbrach sie.

»Nein nein, hör bloß auf. Ich kann das nicht mehr hören, also halt die Klappe und hör zu.«

Sie begann tatsächlich zu zittern. Und senkte ihren Blick wieder, als wollte sie sich in eine Ecke verkriechen und sich zu einem Ball zusammenrollen. Alle Teufel. Ian blickte zur Decke und hörte, wie seine Zähne zu knirschen begannen. Er wusste, dass das nicht gesund war, deswegen hörte er sofort wieder auf.

»Lydia«, sagte Ian, um einen freundlichen Tonfall bemüht.

Er stand auf und ging zu ihr hinüber, legte eine Hand auf ihren rechten Oberarm. Er konnte spüren, wie ihr Bizeps zuckte. Es fühlte sich sonderbar an. Der Muskel flatterte regel-

recht. Auch durch das Oberteil des Jogginganzugs konnte er die Hitze spüren, die sie abstrahlte. Sie schien mindestens fünfzig Grad zu haben, schätzte er. War das möglich? Er meinte, mal gehört zu haben, dass vierzig Grad schon schweres Fieber waren.

»Lydia, es ist gut.«

Sie schien sich zu beruhigen. Das Zittern ließ nach, langsam hob sie ihren Kopf wieder an.

»Ich ... Das geht so nicht, Lydia, ich kann das nicht. Du musst aufhören ... Sieh mal, ich werde dir nichts tun. Ich bin sicher, dass wir uns wunderbar verstehen werden. Wir müssen uns bloß noch ein bisschen aneinander gewöhnen. Weißt du, das ist für mich auch alles neu.«

Er versuchte am Ende, heiter und aufmunternd zu klingen. Er fand, dass seine Stimme einfach nur viel zu hoch und schrill war, aber es schien zu funktionieren. Sie blickte vorsichtig zu ihm auf wie ein geprügelter Hund.

Alle Teufel, das war wirklich nicht so, wie er es sich vorgestellt hatte. Statt eines Übermenschen hatte er offenbar eine weinerliche Sechsjährige erbeutet. Wunderbar. Er nahm sich vor, nie, nie wieder auf seinen Instinkt zu hören, wenn es um Geschäftliches ging. Und auch sonst am besten nicht.

»Alles klar?«, fragte er und klopfte auf ihre Schulter.

Sie sah zu ihm auf und lächelte sehr zaghaft. Aber sie nickte.

»Kannst du ... kannst du mich noch einmal küssen, Vater?«

Ian schluckte.

Er erinnerte sich noch sehr lebhaft an den letzten Kuss.

»Bitte?!«

»Nicht für 100 Millionen Dollar«, dachte er. Er wusste, dass das nicht stimmte. Aber es bot ihm ja auch niemand 100 Millionen Dollar.

»Vielleicht später, hm?«, antwortete er, noch immer um Harmonie bemüht. »Du sollst ja noch etwas haben, worauf du dich freuen kannst.«

»Gut«, sagte sie. Offenkundig wollte sie es sehr gern glauben.

Ian ging zu seinem Sessel zurück und ließ sich hineinfallen. Anscheinend war es vorerst geschafft. Er fragte sich, wie oft er dieses Theater noch mitspielen musste, und ob seine Geduld dafür ausreichen würde. Er beschloss, das Thema zu wechseln.

»Lydia, erzähl mir etwas über dich«, sagte er. »Weißt du, was genau du bist? Und was du kannst? Sicher würde es mir helfen, dich besser zu verstehen und dich besser kennenzulernen. Je besser ich dich kenne, desto mehr könnte ich dich lieben ...«

Zu sehen, wie ihr Gesicht sich aufhellte und sie zu strahlen begann, erfüllte ihn teils mit Belustigung, teils mit Verachtung.

»Was möchtest du wissen, Vater?«, fragte sie eifrig.

Ihm wurde klar, dass er sich darüber noch keine Gedanken gemacht hatte. Er wollte einfach alles wissen. Am liebsten hätte er eine Art Bedienungsanleitung, obwohl es ihm andererseits immer zu anstrengend war, die zu lesen. Einen Quick-Start-Guide vielleicht?

»Na ja, du ... Was genau hat Carl mit dir angestellt? Weißt du das überhaupt?«

»Ja«, sagte sie. Sie zog das Wort in die Länge und nickte langsam. »Ich weiß es. Aber ich weiß nicht woher. Er hat mich nach dem Vorbild seiner Tochter geschaffen. Aber er hat vieles verändert. Das meiste durch Manipulation meines Erbguts, aber manches auch ...«

Klack! Mit einem erstaunlich lauten, durchdringenden Geräusch prallten ihre Kiefer aufeinander. Irgendetwas fiel aus ihrem Mund. Ihre Augen rollten so weit zurück, dass nur noch Weißes zu sehen war. Ihre Arme begannen zu zappeln, zunächst nur die Hände und Finger, dann der Rest.

Für einen absurden Moment dachte Ian, dass sie einen elektrischen Schlag bekommen haben musste, von einer Lampe vielleicht. Dann kippte sie seitlich um und schlug hart auf den Parkettboden auf. Sie blieb zitternd und zappelnd liegen. Gelegentlich schlug ein Körperteil heftig genug auf den Boden, um ein Geräusch zu verursachen, doch die meiste Zeit war sie still.

»Hölle und ...«, murmelte Ian. »Was ist das denn?«

Er stand auf und ging zu ihr. Dann erinnerte er sich daran, wie sie ihn in dem Labor gepackt hatte, und daran, dass George Custer nicht hier war, um ihm zu helfen.

Er erinnerte sich nicht einmal mehr an den Spruch, mit dem der Anwalt sie gebändigt hatte. Er trat einen Schritt zurück und blickte sprach- und hilflos auf Lydia hinunter. Rötlicher Schaum quoll aus ihrem Mund.

War das ein epileptischer Anfall? Eine Art Krampf? Lydias ganzer Körper spannte sich plötzlich an, ihr Rücken krümmte sich so stark zum Hohlkreuz, dass Ian fürchtete, ihr Rückgrat würde brechen. Sie verharrte in dieser Position.

Ab und zu schlug eine Hand auf das Parkett. Ian bemerkte, dass eine der Platten gerissen war. Hatte sie das gemacht? Es sah nicht so aus, als wären ihre Bewegungen besonders kräftig.

Dann wanderte sein Blick ein Stück weiter, und er sah, was aus ihrem Mund gefallen war. Er brauchte einige Sekunden, um es zu erkennen. Auf dem Boden vor ihm lag ein kleines Stück hellroten Fleisches. Es musste ein Stück von ihrer Zunge sein. Er sah, dass auch das Stück Zunge zitterte, und er trat unwillkürlich noch einen Schritt zurück.

Ian war völlig ratlos. Sogar wenn er sich an sie herantrauen würde, was sollte er tun? Soweit er wusste, konnte man gegen einen epileptischen Anfall nicht viel machen, außer darauf zu achten, dass das Opfer sich nicht selbst verletzte. Wofür es offensichtlich schon zu spät war.

Er erinnerte sich auch noch daran, wie sie ihn bei ihrem ersten Kuss gepackt hatte und wie völlig wehrlos er ihr gegenüber war. Er wagte nicht, sich auszumalen, was sie in diesem merkwürdigen Zustand mit ihm anstellen konnte, wenn er jetzt zu nah an sie herantrat.

Die Bewegungen des Zungenstücks ließen allmählich nach. Ihm fiel auf, dass er kaum Blut sah. Der rosafarbene Schaum aus ihrem Mund begann neben ihr auf das Parkett zu tropfen. Er konnte einen Arzt rufen. Aber was sollte er dem erzählen?

Jeder halbwegs fähige Mediziner würde bestimmt bemerken, dass Lydia kein gewöhnlicher Mensch war. Und sogar wenn er einen Arzt fand, der schweigen würde – woher sollte der wissen, wie er mit Lydia umgehen sollte?

Er hörte sie keuchen. Vielleicht war das ein gutes Zeichen. Das hieß doch, dass sie noch atmete. Ian vergrub sein Gesicht in den Händen und versuchte nachzudenken. Sein Instinkt sagte ihm, dass er zu ihr gehen sollte, um wenigstens irgendetwas zu tun. Einfach bei ihr zu sein. Aber er wagte es nicht.

Er hörte, wie sich die Tür öffnete. Die Tür? Er hatte ausdrücklich gesagt, dass er nicht gestört werden wollte.

»Was?«, bellte er.

Dann sah er auf. Und taumelte drei Schritte zurück, bis er gegen seinen Sessel stieß. In der Tür stand eine breitschultrige Gestalt mit Skimaske und Handschuhen. Und einer Pistole mit aufgeschraubtem Schalldämpfer in der Hand.

»Wer – wer sind Sie?«, fragte er, obwohl er es schon wusste.

»Sie schulden uns Geld!«, zischte die Gestalt.

Sie waren da. Ian hatte schon lange befürchtet, dass sie irgendwann kommen würden, aber er hatte nicht so bald mit ihnen gerechnet.

Der Mann trat einige Schritte in den Raum. Er blickte auf Lydia hinab, zuckte die Schultern und schoss dreimal in ihre Brust. Tschup, Tschup, Tschup. Ihr Körper verharrte noch einige Sekunden in der eigenartigen Brückenposition, dann entspannte sie sich und blieb reglos liegen. Eine kleine Blutfontäne spritzte aus einem der Löcher, versiegte aber schnell wieder.

Der Mann ging auf Ian zu, die Pistole auf ihn gerichtet.

»Wann wollten Sie zahlen, Jannek? Glauben Sie, dass Sie uns ficken können? Dafür braucht man einen verdammst dicken Schwanz und Eier wie Kanonenkugeln. Glauben Sie, dass Sie uns ficken können?«

Falls er diese rabiante Ausdrucksweise bewusst wählte, um Ian einzuschüchtern, hatte er damit durchaus keine schlechte Wahl getroffen. Wahrscheinlich hätte er sie sich auch sparen

können, nachdem er gerade einen Menschen erschossen hatte, aber das hatte er ja nicht planen können. Der Mann sprach nicht laut. Vielleicht hatte er Angst, dass Ian seine Stimme erkennen konnte. Obwohl er eigentlich keinen besonders ängstlichen Eindruck machte. Mit einer Geistesgegenwart, die ihn selbst überraschte, erkannte Ian, dass das gut war. Das hieß, dass der Mann ihn vielleicht am Leben lassen würde.

»Ich werde zahlen«, antwortete er schnell. »Ich werde zahlen, wirklich. Es ging nur nicht alles so, wie ich geplant hatte. Ich brauche nur noch ein paar Tage, um das Geld zusammenzubekommen. Nur noch ein paar Tage. Sie können sich auf mich verlassen. Ich werde ... ich werde zahlen.«

Er bemerkte, dass er faselte und hörte auf.

»Diese ›noch ein paar Tage‹ können Sie sich in den Arsch schieben. Für wen halten Sie uns, hm? Wir sind nicht irgendein Inkassobüro, mit dem Sie verhandeln können, wenn es knapp wird. Was glauben Sie, wo ich dieses Ding hier«, er hob seine Pistole mit dem aufgeschraubten Schalldämpfer, »überall reinstecken kann? Sie würden sich wundern. Wenn Sie noch einmal den Mund aufmachen und mir mit Ihren stinkenden Ausflüchten kommen, werden wir es ausprobieren. Wir haben unseren Teil erledigt, und wir erwarten von Ihnen jetzt Ihren Teil!«

Ian stand starr vor Angst da. Er hatte das bisher nur für eine Redewendung gehalten, aber er fand sich tatsächlich außerstande, einen Muskel zu rühren. Die Hand des Mannes mit der Skimaske schnellte vor und packte Ian am Kragen. Er zog Ian heftig zu sich heran und stieß ihn wieder von sich. Ian taumelte gegen den Sessel. Seine Knie knickten ein und er fand sich darin sitzend wieder.

»Ich gebe Ihnen ja, was Sie wollen!«, rief er. »Bitte, wenn Sie, wenn Sie mir nichts tun, bekommen Sie alles. Was Sie wollen. Bitte! Bitte!«

Sein Blick fiel auf Lydias Körper. Zuerst wusste er nicht, wieso, doch dann sah er es. Ihr Brustkorb hob und senkte sich. Sie atmete. Und dann, plötzlich, mit einer viel zu schnellen

Bewegung, die ein Mensch ganz sicher nicht vollführen konnte, stand sie auf ihren Beinen.

Lydia erwacht. Zunächst weiß sie nicht, wo sie ist. Dann fällt es ihr ein. Ihr Vater hat sie etwas gefragt. Warum hat sie nicht geantwortet? Warum liegt sie am Boden? Sie stand doch vorhin noch.

Sie spürt das Holz unter sich. Unter ihren Fingern spürt sie die feine Maserung, die kleinen Unebenheiten, den Lack darauf und die Erschütterungen. Sie spürt Blut auf ihrer Haut und drei Wunden. Die Erschütterungen. Lydia erkennt, dass außer ihr und ihrem Vater noch jemand im Raum ist. Sie hört drei Herzen, drei Lungen. Sie riecht fremden Schweiß, ein fremdes Duftwasser, ein fremdes Waschmittel. Sie riecht Rauch. Und Waffenöl.

»Bitte!«, hört sie ihren Vater rufen.

Er fürchtet sich.

Lydias Herzschlag beschleunigt sich. Sie ist sich nicht sicher, ob sie aufstehen kann.

»Bitte!«

Ihre Muskeln sind noch geschwächt, ihre Nerven überlastet, sie kann ihnen nicht trauen. Aber sie muss. Ihr Vater fürchtet sich, und es ist eine Waffe im Raum. Er ist der einzige Sinn ihres Lebens, und jedes Neuron in ihrem Kopf schreit, dass sie ihn beschützen muss, um jeden Preis.

Lydia springt auf ihre Füße. Es klappt nicht ganz so, wie sie erwartet hat, und fast kippt sie um, aber sie breitet rechtzeitig die Arme aus und kann sich ausbalancieren. Ihre Knie zittern.

Sie sieht den anderen Mann vor sich stehen. Er wendet ihr den Rücken zu. Er hat sie noch nicht bemerkt. Sie nähert sich ihm so vorsichtig sie kann. Dass sie keine Schuhe trägt, kommt ihr dabei sehr entgegen.

Eine sehr weise Entscheidung ihres Vaters.

Ein Teil ihres Verstandes schreit noch immer. Sie muss sich beherrschen, um nicht sofort zu handeln, aber sie glaubt, dass es klüger ist,

Weiterlesen?

**"Des Menschen bester Freund"
gibt es komplett überall
im Buchhandel oder direkt
vom Verlag**

Das Programm der Ganymed Edition

AUDERY, Marie & Jean

–, Chloe – das Perlenspiel

BALLMANN, Tod im Nichts

–, Tod im Schatten

BECK, Eine Zitrone für Fabian

BODEM/KLOTH/MÜLLER, Worte und Bilder des Lebens

BRANDTNER, Doppelschwarzadler

–, Signatur des Menschlichen

–, 1689: Per Streitschrift gegen Ludwig XIV.

–, Der Mond, die Kometen und Du

–, Fadenriss

BOULÉ/BRANDTNER, Der liebe kleine Löwe

–, Von Pol zu Pol

CHAPPUZEAU, ›Sorglos habe ich gesammelt ...‹

DOMINIK, Die Macht der Drei

EHRHARD, Die Vereinbarung (Falkensteinkinder I)

ELFELD, Des Menschen bester Freund

HERRNLEBEN, DoppelDecker

–, PillePalle

HESSELMANN, Collagen – das Leben kleben

MARYANA, Das Lied der Papierblumen

MÜLLER, Die Reise zum leuchtenden Stern

SAMJATIN, Wir

SCHNELL, Wolff. Der Atlantis–Krieg

–, Die böse Lust

–, Krupp oder Wie man die Leute anspricht

SCHNITZLER, Erotische Novellen

WAGNER, Das fünfte Opfer

ZACKER, Korkesel & Sardinenblüte

